

Magdalene Imig, väterlicherseits seit 1642 mit Köln versippt, ist Schriftstellerin, Sprecherin und Rezitatorin, sie lebt mit Mann und Kindern in Köln und Avetrana/Apulien. Im Emons Verlag erschien ihr historischer Roman »Die Klosterfrau«.

MAGDALENE IMIG
Kreuzdame
KÖLN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.
Magdalene Imig

emons:

*Nicht die Jahre
in unserem Leben zählen,
sondern das Leben
in unseren Jahren zählt.*

Adlai E. Stevenson

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Istockphoto.com/Freder

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-081-8

Köln Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Als das Telefon klingelte, stand die Butter schon wieder im Kühlschrank, während ich noch immer beim Frühstück festklebte, bei der letzten Tasse Tee, die ich mir gerade eingeschenkt hatte und deren Inhalt ich nur wenige Sekunden später verschüttete, weil sich die Hand, die den Henkel hielt, nicht bändigen lassen wollte. Auch mein Herz nicht. Das jagte in wildem Aufbäumen von einer Ecke des Brustkorbs zur anderen. Auf dem Sofa fand ich mich wieder, zitternd mit schweißnassen Händen. Nichts an diesem Morgen hatte erkennen lassen, was der Tag in sich barg. Um sechs waren die Nachrichten über uns hergefallen, hatten mich, wie jeden Morgen, mit ihren Horrormeldungen hochschrecken lassen, ein plötzliches Erwachen, dem ich schon zu Schulzeiten nicht gewachsen gewesen war und erst recht nicht jetzt, ohne zur Pünktlichkeit verpflichtet zu sein. Dennoch war ich eiligst aus den Federn gekrochen, hatte mich an den Wänden entlanggetastet bis zum Lichtschalter im Bad und mich, wie immer zu dieser Stunde, gefragt, wann wir es schaffen würden, das lästige Wecken wenigstens mit Musik zu unterlegen.

Das mittlere der vier Fenster hatte ich geöffnet und in eine Dunkelheit gestarrt, die mich zu locken schien wie die Nacht der Ewigkeit. Es war Anfang Oktober, noch weit vor der Zeitumstellung, über die wir jedes Mal heftig diskutiert hatten – eine Stunde vor oder zurück? –, bis zum Kauf der funkgesteuerten Uhr, die seit letztem Weihnachten auf Martins Schreibtisch stand und uns diesmal zur Orientierung dienen sollte. Kein Laut war zu hören gewesen, kein Vogel zu sehen, oder waren auch hier die Vögel gestorben wie letztes in Arkansas, als tausend tote Vögel vom Himmel gestürzt waren, erschlagen vom Hagel, getroffen vom Blitz oder vom Feuerwerk, das unter ihnen prasselte, jedenfalls mit allen Anzeichen physischer Traumata? Doch dort

unten auf dem Pflaster waren es nur die vom Herbst versteckten Blätter gewesen, die der Wind, vom Licht der Straßenlaterne begleitet, durch den Vorgarten getrieben hatte.

Gab es Vögel mit Flugangst? Später sollte mir einfallen, dass dieser Gedanke vielleicht aus einer Ahnung entstanden war, einer Ahnung dessen, was zu jener Stunde noch nicht sichtbar und doch schon geschehen war.

Auf dem Kalenderblatt für diesen Tag war in großen Lettern zu lesen gewesen, dass bewusstes Atmen die beste Lebenshilfe sei und nur die Liebe zwischen Seele und Körper zur Gesundheit führe. Gab es eine solche Allgemeingültigkeit, etwas, das uns die Richtung zeigte, den Weg, den wir einschlagen sollten? Lohnte es, diesen Ratschlägen zu folgen, oder war doch alles festgelegt, wie die Tatsache, dass die Farbe des Morgenrots nicht der des Abendrots entsprach? War die eigene Identität nicht mehr als eine literarische Erfindung, der wir völlig nutzlos hinterherrannten? Lebte womöglich ein jeder von uns nach einem seit ewigen Zeiten ausgeklügelten Zeitplan, bis er, solange das System erhalten blieb, an einem seit Langem bestimmten Tag zu eben dieser Stunde den Löffel abgeben musste, ob er wollte oder nicht?

Die Tageszeitung hatte ich nur durchgeblättert, die Überschriften gelesen und manchmal noch den ersten Absatz. Es war mir vorgekommen wie Altbekanntes neu verpackt.

»... liegt eine Harmonie im Herbst und Glanz in seinem Firmament, wie man im Sommer nie gehört und niemals hat gesehen, als wär es nie gewesen, als könnt es nicht bestehen«, diese Zeilen von Percy Bysshe Shelley waren mir, warum auch immer, durch den Kopf gelaufen, als das Telefon zu klingeln begann. Ich war aufgestanden, hatte die Zeitung zugeschlagen und nach dem Hörer gegriffen.

Charlotte überbrachte die Botschaft. Es gab Zeiten, in denen der Unglücksbote geköpft worden war. Vielleicht um dem Unglück seine Macht zu nehmen oder auch nur damit er nicht weiterhin Böses unters Volk brachte. Charlotte hatte geschrien,

als wäre sie selbst in Todesqualen, und erst beim dritten Mal hatte ich den Satz, der aus dem Hörer dröhnte, verstanden:

»KLAUSISTTOT.«

Dies war die dritte und hoffentlich letzte in einer Reihe von dramatischen Änderungen, die sich innerhalb der vergangenen Jahre durch unsere Doppelkopf-Runde gezogen hatten. Mit Anna hatte es angefangen, an jenem Tag, als sie mir nichts, dir nichts verschwunden war und uns Klaus davon erzählt hatte. Eigentlich war sie nicht davongelaufen, sondern hatte einen ordentlichen Abschiedsbrief hinterlassen, in dem sie ihm mitteilte, dass sie eine neue Richtung einschlagen wollte, etwas, das an seiner Seite nicht möglich wäre. Irgendwann war auch Katharina gegangen, Klaus' zweite Frau. War der Spuk nun gebannt, wie meine Großmutter zu sagen pflegte? Jedes Mal, wenn ich mir in der oberen Etage unseres Hauses an der Dachschräge den Kopf gestoßen und mich unmittelbar danach mit dem scharfen Küchenmesser meiner Schwiegermutter geschnitten hatte, wartete ich sehnsüchtig auf das dritte Unglück, damit ich wieder sicher meines Weges gehen konnte.

»Gulaschsuppe«, hatte ich geantwortet auf Martins einzige Frage an jenem jungen Morgen, als der Himmel noch klar gewesen war und ich nichts gespürt hatte von den Dingen, die in den Startlöchern hockten, um unser Leben zu verändern. »Gulaschsuppe mit Röggelchen.«

Seitdem die Kinder aus dem Haus waren, frühstückten wir im Esszimmer, dem Raum, der früher erst zum Mittagessen genutzt worden war. Mittlerweile hatte ich den rechteckigen Küchentisch, um den sich die Familie jahrelang jeden Morgen versammelt hatte, dicht an die Wand gerückt und mit Blumen und Kerzen geschmückt. Kaum vorstellbar, dass wir jemals zu sechst in der Küche Platz gefunden haben sollten.

Martin hatte kurz den Kopf gehoben, irritiert über seinen Brillenrand geblickt, um gleich danach ohne Kommentar wieder zu den Zeitungsberichten zurückzukehren. Allerdings war

er nur wenig später, sozusagen beim ersten Bissen ins Honigbrötchen, zur Klinik beordert worden, »ein Notfall«, hatte er erklärt, war aufgestanden, zur Garderobe gegangen und hatte seinen Mantel vom Haken genommen.

»Anderswo geht es den Medizinern besser«, hatte er gemurmelt, als er den Schal umband. »Wir haben kaum noch Zeit für die Patienten, sind bis an unsere Grenzen belastet, und trotzdem zeichnen die Medien so ein mieses Bild von uns. Der Facharzt um die Ecke wird bald Vergangenheit sein, und wenn demnächst zigtausend Hausärzte in den Ruhestand treten und die nachfolgenden Medizinabsolventen entweder ins Ausland gehen oder Berufe fern der ärztlichen Praxis ergreifen, dann kann man sich ausrechnen, wie es alsbald um die medizinische Betreuung der Menschen in unserem Lande bestellt sein wird.«

Mir hatte schon eine Erwiderung auf der Zunge gelegen, eine Passage aus dem Magazin des »Kölner Stadt-Anzeigers«, dass es bald eine vernetzte Medizin geben würde, die das Fachwissen zusammenführen und den Privathaushalt zum Gesundheitsstandort machen könnte. Außerdem sollten ein frohes Gemüt, Ruhe und maßvoll gefüllte Tage völlig ausreichen, um glücklich alt zu werden und dabei gesund zu bleiben, wie etwa meine Tante Guste, die sechsunneunzig Jahre geworden war mit eben dieser Einstellung, von der ich mich mittlerweile meilenweit entfernt hatte, vor allem seit sich mein Leben nicht mehr in Pflichten und Aufgaben erschöpfte wie früher, wo ich, ohne Gelegenheiten zum Nachdenken, getan hatte, was zu tun gewesen war, geputzt und aufgeräumt hatte und mich so ernsthaft um Garten und Haushalt gekümmert hatte, als ob dies eine Kunstrichtung gewesen wäre.

Jetzt dümpelte ich manchmal bis zum Nachmittag von einem Sessel zum nächsten. Natürlich hätte ich mich beschäftigen können, zum Beispiel mit fremden Sprachen, wie früher, mit irgendeinem Hochschulstudium oder als Grüne Dame, womöglich in jenem Krankenhaus, in dem mein Mann als Oberarzt tätig war. Ich könnte die Malklasse auf der Hohe Straße von

Professor Knabe für angehende Künstler ab vierzig belegen (um mich später von Charlotte wegen meiner Talentlosigkeit auslachen zu lassen) oder unentgeltlich in der Kindertagesstätte am Moosweg Tränen trocknen, vorlesen, Zank schlichten und prügelnde Knaben zum Einlenken bewegen, was Martin immer wieder vorschlug.

Wohin war das junge Mädchen verschwunden, jenes fröhliche Geschöpf, das ich gewesen war, damals in unserer Wohnung in der Sechzigstraße, über dem Elektroladen meiner Eltern, wo ich lachend durch die Räume getanzt war, auf einem Bein, schneller, immer schneller, das Zimmer wirbelte herum, die Wand war ein Kreisel, der Fußboden lief mit, ich konnte fliegen. Jetzt gab es nicht mehr viel zu lachen, und getanzt hatte ich schon lange nicht mehr, vor allem nicht allein. Ich fühlte mich wie in der Warteschleife, irgendeine Außergewöhnlichkeit herbeisehnend, die an meinem Leben vorbeikäme und den Docht der Begeisterung neu entflammete.

»Außergewöhnlichkeit?«, hatte meine Schwester Isabella, die als erfolgreiche Anwältin von einem Termin zum nächsten hetzte, ständig unter neuen Vorzeichen, mal Oberlandesgericht am Reichensperger Platz, mal Amtsgericht in der Luxemburger Straße oder Arbeitsgericht, mich erst neulich gefragt. »Hast du nicht vier Kinder großgezogen und ein sorgenfreies Leben an der Seite eines gut aussehenden Mediziners, um den ich dich noch immer beneide? Was willst du denn sonst noch?«

»Eine Menge«, hatte ich gesagt und gewusst, dass sie mich nicht verstand, nicht verstehen konnte, sie, die von einer Liebschaft zur nächsten hüpfte, sich niemals binden wollte, die Freiheit genoss. Wir waren vom gleichen Punkt aus gestartet, aber nicht auf parallelen Wegen unterwegs.

»Du solltest deinen Blickwinkel ändern«, hatte meine Schwester, schon auf dem Sprung, mir beim Hinausgehen über die Schulter zugeworfen, eine Bemerkung, in der ich doch noch unsere gleichen Gene erkannte und ihr zum Abschied zulächelte.

Unser Haus war schweigsam geworden, so wie die Zeit, die geräuschlos verrann, morgens, mittags, abends, dreihundertfünf- undsechzigmal, von der ersten Stunde am Neujahrmorgen bis zur letzten am Silvesterabend, und mir war schnell klar gewesen, dass auch der heutige Tag trotz des zeitigen Erwachens unversehens zu weit fortgeschritten sein würde, um all jenes zu schaffen, was ich mir am letzten Abend in einer trügerischen Stunde des Tatendrangs vorgenommen hatte, als ich davon ausgegangen war, dass mich dieser Morgen endlich in ein besseres Fahrwasser führen würde, obwohl mich die Summe vergangener Tage längst anderes gelehrt haben sollte.

Da hatte Martin bereits unter der Tür gestanden, mit dem wippenden Autoschlüssel in der Hand, und hatte noch wissen wollen, was es zum Dessert geben werde, nach der Gulaschsuppe und vor dem Doppelkopf-Spiel, und als ich »Käse« gesagt hatte, hatte er mich an diesem Morgen zum ersten Mal richtig angesehen.

»Gulaschsuppe und danach Käse?«, hatte er erstaunt, ja enttäuscht wiederholt, und es hatte für einen Moment so ausgesehen, als wollte er noch etwas hinzufügen, er hatte kurz gezögert, sich dann aber schnell umgedreht und war zur Garage gegangen.

Was hatte er erwartet? Zanderfilet, davor eine Hummersuppe und selbst geschlagene Zabaione hinterher? War ihm noch nicht aufgefallen, dass diese Zeiten endgültig vorbei waren, dass wir alle uns besonnen hatten zur Einfachheit, weg von den aufwendigen Menüs, mit denen wir uns im Laufe der Jahre gegenseitig zu übertrumpfen versucht hatten? Es hatte Tage gegeben, wo ich, am Küchenherd stehend, mit der rechten Hand den Kochlöffel durch Suppe oder Fond geführt hatte, während meine linke den Zwillingswagen hin und herschob, in der Hoffnung, dies und mein Summen würde den Schlaf meiner Kinder fördern, womöglich noch vor dem Eintreffen der Gäste, was selten gelungen war.

Nun, wo ich mich in Ruhe mit exotischen Gerichten und kreativen Dekorationen befassen könnte, hatte sich eine neue

Denkart breitgemacht, ein Gesundheits- und Schönheitsbedürfnis, dem jeder Klacks Sahne oder Butter zum Opfer gefallen war, zum Opfer der Hoffnung auf ein langes, gesundes Leben, obwohl wir doch tief in uns um die unwiderlegbare Plötzlichkeit wussten, die uns aus unserer Bahn schleudern konnte, gerade dann, wenn wir dachten, alles wäre im Lot und eingeschient und die Weichen gestellt.

Dass Klaus tot war, wollte nicht in meinen Kopf und schon gar nicht in mein Herz. Auf dem Weg von Bayern zurück nach Köln irgendwo gegen die Leitplanke gedonnert, der Wagen hatte sich überschlagen, war auf die Gegenfahrbahn geraten und dort von einem Lkw auf der Überholspur gerammt worden. Er war sofort tot gewesen, so hatte es Charlotte erzählt, als sie sich etwas beruhigt hatte, so hätte sie es frühmorgens in den Nachrichten gehört, und so hörte ich es wenig später selbst im Radio. Warum? War er zu schnell gefahren? War ihm schlecht geworden? War ein Reifen geplatzt oder die Lenkung ruiniert? Was waren seine letzten Gedanken gewesen, hatte er geschrien oder war er schweigend hinübergeschwebt in das, was wir Ewigkeit nennen? Und an wen hatte er gedacht bei seinem letzten Atemzug, dem letzten Schlag seines Herzens?

Klaus, der so viel erlebt und gesehen hatte, war tot. Nach dem Medizinstudium hatte er sich in die Kriegsgebiete der Welt begeben, hatte seine Kenntnisse in Krisenzonen und an Unglücksorten eingesetzt, hatte Brand- und Bombenopfer operiert, Haut transplantiert und Gesichter gerettet und Menschen damit oft wieder ein lebenswertes Dasein ermöglicht. Später war er an die Spitze einer Klinik für plastische Chirurgie gerückt und zählte bald zu den bestbezahlten Schönheitsoperatoren im Land. Dieser Umkehrung vom hilfreichen Doktor zum bewunderten Schönheitsmacher hatte ich fassungslos gegenübergestanden und seine plötzliche Hinwendung zu Geld, Macht und Berühmtheit nie wirklich verstanden.

Die Röllgelchen blieben beim Bäcker, das Fleisch froh für ich

ein. Karten würden wir heute wohl kaum spielen. Diesmal hatte ich wenigstens noch keinen Tisch gedeckt wie beim ersten Mal, als mich die Wegnahme des einen Gedecks mehr erregt hatte als Annas Verschwinden. Ich hatte es ihr sogar übel genommen, dass sie, wenn überhaupt, ausgerechnet an einem solchen Tag fortgehen musste, wo sie doch um die Mühe wissen musste, die wir uns damals noch mit den Menüs am Kartenabend machten.

Es war Mai gewesen, ich hatte mich für Spargel als Hauptgang entschieden, fünf Kilo davon geschält, dazu junge Kartoffeln und selbst gerührte Sauce hollandaise, aber als ich schließlich die große Silberplatte aus dem alten Schrank hatte holen wollen, um diverse Schinkensorten und die Lachsscheiben daraufzulegen, war ich in die senkrecht aufstrebende Scherbe einer unbemerkt zerbrochenen Glaskaraffe geraten, und es hatte zwischen Zeigefinger und Daumen so heftig geblutet, dass es mir nur mit Mühe und den sparsamen Erinnerungen an die Lehren des vor Jahren absolvierten Erste-Hilfe-Kurses gelungen war, ins Bad zu eilen, einen festen Verband darum zu wickeln und die Hand hochzustrecken, um den Blutfluss zu stoppen. Gleichzeitig hatte ich dem Himmel gedankt, dass das Missgeschick erst jetzt passiert war, als Kartoffeln und Spargel geschält, die Soße gerührt und der Tisch gedeckt waren.

Und da war der Anruf von Klaus gekommen: Anna hatte ihn verlassen. Anschließend hatte ich mich trotz der Verletzung gezwungen gesehen, einhändig das überflüssige Gedeck abzutragen und danach die Zwischenräume großzügiger zu arrangieren. Vor allem hatte ich mich geärgert, dass ich völlig umsonst den Esstisch ausgezogen hatte, der für sieben Personen in seiner Ursprungsgröße ausreichte, für acht jedoch durch eine zusätzlich einzusetzende Platte erweitert werden musste. Diese nun der veränderten Gästezahl entsprechend wieder herauszunehmen, war mir mit meinem dicken Verband nicht möglich gewesen, und so hatte ich alles beim Alten gelassen und auf meinen Mann und die anderen gewartet, um sie noch vor Klaus' Eintreffen zu informieren. Als der verlassene Ehemann

endlich dazugekommen war, hatte die Geschichte schon die zweite Diskussionsrunde erreicht, und wir hatten uns Gedanken darüber gemacht, ob Klaus eine Freundin hatte oder Anna eine Affäre.

Klaus war an diesem Abend erstaunlich wortkarg gewesen. Vor Beginn des Essens hatte er sich meine Verletzung angesehen, irgendetwas darauf gesprüht und den Verband erneuert. Danach hatte er den Abschiedsbrief herumgereicht und mit sehr leiser Stimme gesagt, für ihn sei das alles unverständlich, Anna hätte doch wirklich den Himmel auf Erden gehabt, er hätte alles für sie getan. Dabei hatte er in die Runde gesehen. Aber auch ich hatte die anderen angesehen, Martin, der irgendwie erstaunt geguckt hatte, und Charlotte mit dem sanften Lächeln. Der Ausdruck auf Martins und Charlottes Gesichtern hatte mich damals mehr irritiert als Annas Verschwinden.

Nach dem Essen waren wir Frauen wie üblich in unsere kleine Bibliothek gezogen, und erst als wir um den Glastisch herum Platz genommen hatten und die Karten zu mischen begannen, war uns aufgefallen, dass wir ohne Anna kein Doppelkopf spielen konnten.

Anna war nicht die Schönste von uns, aber gewiss die mit dem größten Sex-Appeal. Mit einem einzigen Augenaufschlag hatte sie schon in der Schule jeden Jungen schachmatt gesetzt. Ihr Gang brachte den Herzschlag der Männer aus dem Rhythmus, und wen sie wollte, den verführte sie. Sie war ziemlich klein, jedenfalls kleiner als Charlotte und Karin, sogar kleiner als ich. Wie zum Ausgleich hielt sie sich sehr gerade und schritt stets vor uns her, als schwebte sie als Model über den Catwalk. Ihre Haarfarbe hatte den Ton von Asche, was wir früher fad fanden, bis Anne sie zur Trendfarbe machte. Ihre Nase war zu kurz, ihre Lippen zu schmal, aber die samtbraune Iris der sie mit schwarzem Kajalstift eine Umgebung schuf, die niemand übersehen konnte, versprühte ein Feuer, in dem jeder verglühte, der ihr zu nahe trat. Sie war nicht besonders klug, und ohne Karins geduldige Erklärungen hätte sie damals wohl niemals all

die schwierigen Gleichungen verstehen und ihr Abitur machen können. Aber sie war unsere Freundin, sie gehörte dazu, und als sie ging, war es, als hätte man uns ein Stück unseres Lebens genommen.

Das Telefon klingelte mehrmals an diesem Morgen, aber wenn ich gedacht hatte, der Abend werde uns alle, wenn schon nicht zum Kartenspielen, so doch zu einer gemeinsamen Gedenkrunde zusammenführen, musste ich bald einsehen, dass ich mit meiner Traurigkeit allein bleiben würde. Martin kam weder zum Mittagessen, noch würde er den Abend mit mir verbringen, wie er mir kurz und knapp mitteilte, zum einen wegen einer dringenden Stationsbesprechung und zum anderen abends wegen des Ärztestammtischs, dem er sich nun, wenn wir ohnehin nicht Karten spielten, endlich einmal wieder anschließen wollte. Johannes würde auch dort sein.

Charlotte, die sich um die Mittagszeit noch einmal meldete und nun ganz gefasst klang, wollte sich mit Rainer zusammensetzen, um den neuen Katalog zusammenzustellen, und Karlheinz ließ sich in einem Anflug von Nächstenliebe den ärztlichen Notdienst aufbürden, um einem jungen Kollegen einen freien Abend zu verschaffen. »Was soll man auch sonst machen in solch einer Scheißsituation? Bringt ja alles nichts«, sagte er, bevor er, ohne sich von mir zu verabschieden, auflegte. Karin rief als Letzte an. Sie wollte mit ihren Musikern die Programmfolgen für die nächsten Veranstaltungen besprechen und käme vielleicht danach vorbei, sofern ich da wäre?

Natürlich würde ich da sein, wo hätte ich denn hingehen sollen? Warum zog sich jetzt jeder auf seine eigene Scholle zurück? Verband uns womöglich nach mehr als fünfunddreißig Jahren doch nur noch dieses vierzehntägige Kartenspiel, dem nach der vierten Frau jetzt auch der vierte Mann fehlte?

Ich wanderte ziellos durchs Haus, nahm viele Dinge in die Hand und blieb endlich im Wohnzimmer vor der antiken Truhe zwischen den beiden Fenstern stehen. Darin lagen die alten

Fotoalben. Auf dem Deckel stand eine afrikanische Massaifrau, davor ein schwerer Kerzenleuchter aus dem Erbe meiner Eltern und rechts und links drei Silberrahmen mit Fotos von Verstorbenen. Für einen Moment war ich nicht sicher, ob es sich lohnte, aber dann, einem schnellen Entschluss folgend, stellte ich die Massaifrau, Kerzenleuchter und Fotos auf die Fensterbank, klappte den Deckel hoch und zog einige Alben heraus.

Schon bald fand ich, was ich suchte, und als ich die erste Seite aufschlug, kam es mir vor, als wäre es gestern gewesen: Anna mit dem tiefen Ausschnitt und dem Schlafzimmerblick, den sie beherrschte wie sonst keine von uns, daneben Charlotte, elegant und so schick, dass sogar meine Mutter sich hatte beeindrucken lassen und mich ermahnt hatte, sie mir zum Vorbild zu nehmen, in Garderobe, Gang und Ausdrucksweise. Neben mir Karin mit ihrer runden Brille, Schulsprecherin war sie gewesen und unkompliziert, bei Lehrern und Schülern gleichermaßen beliebt, hatte abschreiben lassen und dieses unbeschreiblich hohe Glucksen gelacht, von dem wir anderen uns anstecken ließen, das uns vereinte und zusammenhielt. Wann hatte sie zum letzten Mal so gelacht? Ich selbst sehe aus, als freute ich mich auf das Leben, blicke so gespannt und aufmerksam in die Kamera, dass ich mich jetzt frage, ob ich mir dessen bewusst war, damals, oder ob es nur eine Momentaufnahme gewesen war, die vermuten ließ, ich gehörte zu denen, die sich schnell begeistern lassen?

Es war das Alter der heimlichen Blicke gewesen, der Sehnüchte nach den Jungen vom Hansaringgymnasium, die mittags an der Haltestelle Ebertplatz standen, uns angelacht, Kommentare geflüstert, Zettel herübergereicht hatten. »Ich finde dich süß«, »Können wir uns mal treffen?« oder »Ruf mich an«.

Ich ging damals mit Rino, einem Philosophiestudenten, der sich gern mit mir unterhalten hatte, wegen der Frische meiner Gedanken, hatte er gesagt, und ich hatte wahrscheinlich gelacht. Dieser Freund hatte sich deutlich von dem Geplänkel

mit den Gymnasiasten abgehoben und mich sozusagen auf eine höhere Ebene geschoben. Ein halbes Jahr gehörten wir zusammen. Meinen Eltern war dieser strebsame junge Mann sehr sympathisch gewesen, er hatte mich zu Hause abgeholt und pünktlich zurückgebracht, was meinen Vater beruhigte und meine Mutter entzückte. Jedoch waren die zehn Jahre, die zwischen uns standen, schließlich unüberwindbar und trennender geworden, als sie es später gewesen wären, später, als ich mich in manchen Nächten nach seinen Armen sehnte und im Traum seine Stimme zu hören meinte und sein Lachen, das mir die Wärme zu schenken versprach, die mir im Alltag so fehlte.

Ich blätterte weiter zu den Bildern von der Abiturfeier der Jungen, die uns eingeladen hatten, uns, die wir noch zwei Schuljahre vor uns hatten. Charlotte schon damals mit Johannes, und Klaus hatte seinen Arm um Karins Schultern gelegt. Anna sah aus wie eine Coverschönheit, sie hatte schon mit siebzehn gewusst, wie man für den Fotografen posiert, und ich stand daneben.

Wir hatten uns großartig gefühlt, gebildet und hochbegabt, wir waren sicher gewesen, die Welt werde anders werden mit uns, wir hatten mit keinem Atemzug daran gedacht, wie jung wir waren, wir hatten kein Gefühl dafür, dass diese Zeit vergehen könnte, und vor allem nicht, dass wir irgendwann selbst so alt werden würden wie unsere Eltern und Lehrer schon waren. Wir waren die neue Generation, wir standen in den Startlöchern, um jeden und alles zu verändern, wir glaubten, es werde immer so bleiben, die Jugend, der Anfang, die lange Strecke des Lebens, die vor uns lag.

Das Album lag noch auf dem Tisch, als Karin am späten Nachmittag kam. Sie war blass und wirkte erschöpft, anders als auf ihren Werbefotos, wo sie aussah wie eine, die sich nie verändert. Charlotte hatte gesagt, Karin wäre diejenige von uns, die am wenigsten mit dem Älterwerden klarkäme, und fast hätte ich

jetzt mit ihr darüber reden wollen. Aber, wer kam denn schon wirklich damit klar, dass täglich ein Stückchen verloren ging, an Schönheit, an Ausstrahlung, an Anerkennung, dass die Kinder uns verließen, nicht nur, um in die Schule zu gehen, sondern mit Sack und Pack, und dass danach in ihren leeren Zimmern nur noch der Staub und die Reste von Kaubonbons und Gummibärchen in den Ecken lagen?

Wie oft hatte ich mir das gewünscht in jenen Zeiten, als das Haus akustisch aus allen Nähten zu platzen schien, wenn aus einem Zimmer Geigenkrächzen getönt war, aus dem nächsten der Chorus von REM, während sich der Hund mit der Katze um den Quietschequatsch gezankt und unsere Kleinste darauf gewartet hatte, dass ich ihr eine neue Geschichte erzählte. Nicht verwunderlich, dass mein Mann immer öfter in der Klinik geblieben war, dass er seine Gutachten dort geschrieben hatte und nicht am heimischen Schreibtisch, den wir vor undenklichen Zeiten gekauft hatten in der Annahme, hier spiele sich das Leben ab, und er wolle daran teilhaben.

Karin zog den Mantel aus, warf ihn achtlos über einen Sessel und ließ sich in einen anderen hineinfallen, als wollte sie darin versinken. Jetzt erst bemerkte sie das Album, zog es zu sich herüber und flüsterte: »Mein Gott, wie jung wir waren.«

Als sie hochsah, waren ihre Augen voller Tränen.

»Warum geht alles vorbei?«, fragte sie. »Warum konnten wir diese Begeisterung nicht festhalten, warum ist heute alles so trübe, so gewöhnlich nach millionenfacher Wiederholung?«

Sie sah in den Garten hinaus und sprach leise weiter. »Weißt du«, sagte sie, »manchmal denke ich, tief in uns drin, in dir und mir und vielleicht auch in den anderen, da sind wir doch gar nicht älter geworden, oder? Es ist doch nur äußerlich, dieses Älterwerden, das sehen doch nur die anderen, du selbst bleibst doch die, die du warst, oder?«

Ich jedenfalls habe mich nicht geändert, ich hatte schon immer dieses Gefühl, mir und den anderen beweisen zu müssen, dass ich ein Recht habe zu leben. Nur deshalb stecke ich mir

Ziele, und wenn ich müde werde, schlapp und träge, dann gibt es in meinem Inneren jemanden, der die Peitsche hebt und mich weiterrückt. Das war schon immer so. Nur wenn ich auf der Bühne stehe, da, ja da fühle ich mich ganz leicht, so als könnte ich nur dort leben, dort, wo mich das Licht trifft, wo mir die Leute zuhören, wenn mein Gesang in ihre Herzen fließt, dann ist alles richtig, alles so wie es sein müsste, ein bisschen schwebend ... nur ... wenn ich dann heimkomme, und Karlheinz ist so ganz anders, als ich gedacht habe, anders, als er sein sollte, in diesem Moment, wenn ich so glücklich nach Hause komme, wenn er dann an seinem Computer sitzt und durch die medizinischen Neuerscheinungen surft und nicht mehr sagt als ›Hallo‹, nicht mal hochblickt, mich gar nicht ansieht, dann falle ich zusammen wie ein Luftballon, der in der Sonne schrumpelt, und von einem Moment zum anderen fühle ich mich wieder klein und unbedeutend ...

Weißt du, Klaus, der verstand die Frauen, der war sensibel, ging auf jede ein, die zu ihm kam. Seine Einfühlbarkeit, die zeigte sich auch in seinen Operationen, mit denen er den Frauen ihre eigentliche Schönheit zurückgab oder sie noch schöner machte. Er wusste gleich beim ersten Mal, als ich zu ihm ging, was mich störte, er ging so behutsam mit mir um, so, dass ich mich ihm ganz anvertraute, ohne Furcht, ohne Sorge, und er hat es geschafft, guck mich an, niemand sieht, wie alt ich bin, vor allem nicht, wie viele Jahre mich trennen von den Jungs, die mit mir auf der Bühne stehen. Und jetzt ist er tot, Klaus, unser Klaus, einer, den diese Bilder so lebendig zeigen, so als könnte es nie anders sein.«

Ich hörte schweigend zu, ohne sie zu unterbrechen.

Karin schob das Album von sich und sprach weiter, wie zu sich selbst. »Es ist so furchtbar, einer von uns, einer, der mit uns jung war, der mit uns lachte, der zu uns gehörte, so nah war er, so stark, und jetzt soll er tot sein. Ich fasse das nicht. Er war so ... so ... ich weiß nicht, er war der Lebendigste von uns allen, und jetzt ist er der ...«

Toteste, dachte ich. »An was glaubst du?«, fragte ich leise. »Ich meine, hast du eine Religion, der du vertraust?«

»Früher schon«, sagte Karin zögernd. »Ich bin immer in die Maiandachten gegangen, im Krieler Dom, das war so mystisch, das hat mich beeindruckt. Aber heute? Ich weiß nicht, der Kinderglaube ist futsch, und was anderes habe ich noch nicht gefunden.«

»Aber wozu strengen wir uns denn an, wenn es nur für dieses kleine Stückchen Leben ist, die paar Jahre, und dann ist alles weg?«

»Reicht ja vielleicht auch, danach kommen wieder andere, die auch ihre Lebenszeit haben.« Sie schwieg und blickte auf ihre Hände. Erst nach einiger Zeit sprach sie weiter. »Um ehrlich zu sein, eigentlich war ich mal in Klaus verliebt, und ich hätte was drum gegeben, wenn er mir gehört hätte. Aber dann musste es ja Anna sein, und ich frage mich bis heute: Warum ausgerechnet Anna?«

»Weil sie schwanger war«, sagte ich, »von Klaus.«

»Ja«, sagte Karin und schloss die Augen, »weil sie schwanger war.«

Und dann nach einer kurzen Pause: »Wir müssten mal überlegen, wie die Beerdigung aussehen soll, ob wir als Freunde eine Anzeige aufgeben und überhaupt: Wer von seinen Frauen ist denn jetzt eigentlich die rechtmäßige Erbin? Anna? Oder Katharina? Und Timo? Meinst du, der weiß schon davon?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich spreche heute Abend mal mit Martin.«

Karin stand auf. »Ich muss«, sagte sie.

Ich brachte sie zur Tür, umarmte sie zum Abschied und ging nachdenklich ins Wohnzimmer zurück.

Wenn es wirklich nichts mehr gab hinter dem Sterben, warum lebten wir so, als wäre unser Hiersein von elementarer Bedeutung für diese Welt?

Charlotte hatte wenigstens Bilder, die an sie erinnerten und von denen vielleicht sogar das eine oder andere in Museen

gehängt würde, und Karin hatte ihre CDs und die Plakate. Nur von mir blieb nichts.

Du hast die Kinder, würde Martin sagen, mehr Weiterleben ist ja wohl kaum möglich, die Kinder und später deren Kinder werden mehr an dich erinnern als Gemälde oder Musikdateien.

Und warum war Karin nicht so glücklich, wie ich gedacht hatte, trotz der Kinder, trotz Bühne und Applaus und einem Mann, den ich für den liebenswürdigsten unserer Freunde hielt? Warum fühlte selbst sie sich manchmal klein und unbedeutend? Sie war doch so stolz gewesen, damals, als sie trotz der Zwillinge ihr Musikstudium abgeschlossen hatte. Die Kinder hatte sie morgens zu ihren Eltern gebracht, von Brück nach Lindenthal, hatte dann Tag für Tag in der Hochschule für Musik in der Dagobertstraße die Vorlesungen besucht, Gesangsstunden genommen und Klavier geübt und abends die Kleinen wieder heimgeholt, so erzählte sie es später jedem, der sie nach ihrem Werdegang fragte. Und stets setzte sie hinzu: »Glauben Sie, das war eine harte Zeit, aber mit eisernem Willen und gutem Organisationstalent lässt sich manches regeln.«

Zu ihrem ersten Konzert waren außer Charlotte, Anna und mir höchstens sechs oder sieben Leute gekommen. Wir hatten applaudiert und nach einer Zugabe gerufen, die sie nicht gab, die sie nie gab, wie sich später herausstellte. Danach hatten wir in der Tiefe eines Weinkellers auf ihre steile Karriere angestoßen, obwohl niemand so etwas wirklich für möglich hielt. Doch dann war Karin tatsächlich den Weg des Klinkenputzens gegangen, diese schwere Strecke am Anfang, wo du dir vorkommst wie ein Staubsaugerverkäufer oder ein Versicherungsvertreter.

Wir hatten zusammengessen, Karin und ich, letzten Sommer, auf unserer Terrasse mit Rotwein in den Gläsern, und währenddessen hatte sie viel von sich erzählt.

»Es ist eine Gratwanderung zwischen Bescheidenheit und Größenwahn«, hatte sie gesagt, »du musst die Leute glauben

machen, dass sie froh sein können, wenn du zu ihnen kommst und singst, und gleichzeitig hast du im Hinterkopf, dass gerade diese Veranstaltung dich weiterbringen wird.

Mit dem Honorar ist es wie mit einer beginnenden Liebe. Du bist froh, wenn sich einer für dich und deine Kunst interessiert, und willst ihn nicht gleich verprellen, indem du sagst, dass er natürlich auch dafür bezahlen soll. Genauso wenig wie du einem Typen, den du kennenlernst, gleich sagst, dass du heiraten willst und Kinder haben möchtest und so weiter. Aber wenn du nicht sofort die ganzen Bohnen auf den Tisch legst, dann hast du nachher ziemlich schlechte Karten, denn wenn du aufgetreten bist und sie haben dir zugejubelt und einen Blumenstrauß überreicht und dich gelobt über den grünen Klee, dann bist du viel zu froh, um dann noch was von Geld zu sagen. Und schon spricht sich das rum, du bekommst das nächste Angebot, wieder ohne Gage, bis es dir zu viel wird und du schon beim ersten Gespräch deine Hausnummer nennst. Du glaubst nicht, wie schnell sich die Freundlichkeit verflüchtigt, immer nach demselben Muster: »Ich muss das noch mal mit dem Vorstand besprechen«, oder »ich rufe Sie wieder an«, was dann niemals geschieht, aber«, und da hatte sie das glückliche Lächeln der Erfolgreichen in die Augen gezaubert, »mittlerweile läuft es ganz gut, auch ohne große Akquise, und die Bezahlung ist gar nicht so schlecht.«

Die Dämmerung kroch langsam zum Fenster herein, ich schaltete die Lichter an und räumte die Alben fort. Da lag plötzlich ein Foto vor mir auf dem Fußboden, ein Bild vom vergangenen Silvester. Wir alle an einem langen Tisch, Charlotte ins Gespräch vertieft mit Johannes. Hitzig hatten die beiden darüber diskutiert, was uns wirklich glücklich macht.

»Glück? Das findest du nur in dir, niemals in Äußerlichkeiten wie Erfolg oder Beifall. Glück ist ein scheuer Engel, eine stille Gabe des Himmels, etwas, mit dem du behutsam umgehen musst.« Das hatte Charlotte gesagt.

»Hola«, hatte Johannes gerufen, »das klingt ja wie Altersweisheit.«

Charlotte hatte ihn sehr ernst angesehen und erwidert: »Vielleicht ist es das, jedenfalls sicher nicht der Hochmut der Jugend.«

Im »Hyatt« hatten wir gefeiert, auf der Schäl Sick, auf der falschen, der rechten Seite des Rheins, und um zwölf hatten wir das Feuerwerk überm Rhein bejubelt und unseren Dom, der vom anderen Ufer herüberblickte, großartig, gelassen und still. Ein Jahr war zu Ende gegangen, ein Stück Leben, das verging und niemals wiederkehrte, und wieder einmal vor mir die unbekannte Strecke, auf der ich die ersten Schritte wagen würde, wie immer behutsam und darauf bedacht, nichts Falsches zu sagen, nichts Falsches zu denken und nichts Falsches zu tun.

Plötzlich hatte Klaus vor mir gestanden, meine Hand genommen und mit mir getanzt. Er hielt mich sehr eng, oder auch an mir fest? Wir tanzten schweigend, ich mit geschlossenen Augen, der Musik und meinem Herzschlag lauschend, mich ganz dem Augenblick hingebend, da hatte Klaus plötzlich in mein Ohr geflüstert: »Na, Kleine, was willst du aus dem neuen Jahr machen, hast du schon Vorsätze gefasst, oder machst du so etwas nicht mehr?«

Da hatte ich den Kopf zur Seite gedreht, ihn angelacht und gesagt: »Ich will mich noch einmal verlieben«, und Klaus hatte meine Hand an seinen Mund geführt und mir sehr tief in die Augen geschaut. Leider war in diesem Augenblick der letzte Ton verklungen, und er hatte ziemlich abrupt meine Finger und auch mich losgelassen, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und war, wie erschöpft, auf den nächsten Stuhl gesunken, aber vielleicht hatten wir einfach zu viel getrunken.

Trotzdem hatte ich in den ersten Wochen des neuen Jahres bei jedem Telefonklingeln Herzklopfen, aber als es auch im Karneval zwischen Schunkeln und Singen keinen Blick zwischen Klaus und mir mehr gegeben hatte, war ich wieder zurück in mein Schneckenhaus gekrochen.

Die Zeit war stehen geblieben, nichts mehr wirklich wichtig, kein ungeputztes Fenster, kein Hemd, das aufs Bügeln wartete. Ich blieb vor der Truhe auf dem Boden sitzen, das Silvesterfoto vor mir, und blickte in den dunklen Garten hinaus, dessen Sehnsucht nach Sonne auch an diesem Tag nicht erfüllt worden war. Im Mondschein jagten Wolken über den Abendhimmel, verwandelten sich in immer neue Formen, schienen miteinander zu tanzen, schmiegt sich aneinander, stießen sich wieder ab, und wir rannten durch unser Leben, die steinigen Pfade der Karriere entlang, bewältigten Jahr für Jahr den Fackellauf, der uns aufs Treppchen bringen sollte, und plötzlich fällst du hintenüber und brichst dir ganz einfach das Genick, mitten im Sonnenschein, vom Lachen begleitet, das dein Leben lang um dich war.